
Die Wiederkehr des Schmerzes

|| Predigt über Röm 9,1-5¹

Kim Strübind

9,1 Ich sage die Wahrheit in Christus und lüge nicht, wie mir mein Gewissen bezeugt im heiligen Geist, 2 daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe. 3 Ich selber wünschte, verflucht und von Christus getrennt zu sein für meine Brüder, die meine Stammverwandten sind nach dem Fleisch, 4 die Israeliten sind, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, 5 denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.

Es war im Jahr 1966, als der evangelische Theologe Karl Barth vom katholischen Einheitssekretariat um ein Wort zur ökumenischen Lage der Christenheit gebeten wurde. Barths Ausführungen mündeten in die berühmt gewordenen Worte: »Die Ökumene wird deutlich vom Geist des Herrn getrieben. Aber wir sollten nicht vergessen, daß es schließlich nur eine tatsächlich große ökumenische Frage gibt: unsere Beziehungen zum Judentum.«

Welches Verhältnis haben Christen zum Judentum? Vor allem ein ungeklärtes. Es ist eine der schmerzlichsten Wunden der Christenheit, daß sie einerseits im Judentum verwurzelt ist. Andererseits hat die Gemeinde Jesu kein angemessenes Verhältnis zu ihrem eigenen Ursprung. Wer aber kein versöhntes Verhältnis zu seinem eigenem Ursprung hat, ist ein gestörter Mensch. Wer sich mit seiner Kindheit und mit den Eltern nicht versöhnt weiß, der ist oft in seiner Seele krank. Vielleicht sind Christen ja gestörte Menschen, solange sie sich ihrer jüdischen Wurzeln nicht bewußt sind – oder sich ihrer gar schämen. Das Judentum ist eine offene *christliche* Wunde, zumindest eine bleibende Frage an uns. Israels unaufhörliches Fortbestehen neben der Kirche ist ein Problem, ein christliches wohlgermerkt. Und Probleme kann man bekanntlich auf verschiedene Weise lösen. Man kann sich mit ihnen auseinandersetzen, was zeitraubend und kompliziert sein kann. Man kann sich ihrer ihrer aber auch

¹ Gehalten am 8. November 1998 anlässlich des Gedenkens an die Reichspogromnacht vor 60 Jahren im Rahmen eines Gedenk- und Abendmahlsgottesdienstes.

entledigen, indem man sagt: Das Problem existiert eigentlich gar nicht. Es ist »nur« ein Teil der Vergangenheit. Und was vergangen ist, das ist auch nicht mehr wahr.

In dieser Weise hat sich die Christenheit lange des Problems, das sie mit »Israel« hatte, entledigt: Es existierte eigentlich gar nicht – oder nicht mehr. Und wenn, dann höchstens als ein unpassendes Überbleibsel der Geschichte. Etwas, das bestenfalls in das historische Kuriositätenkabinett oder in den Bereich der kulturellen Folklore gehörte. Denn Israel hatte sich nach landläufiger Meinung mit dem Aufkommen des Christentums erledigt. Hat nicht das Christentum das jüdische Denken auf eine neue Stufe gehoben? Flugs erklärte man das Judentum als die – zudem mißverständliche – Vorgeschichte der Christenheit, in die das Evangelium endlich Klarheit gebracht habe. Israel wurde als eine Art Präludium verstanden, das die Melodie anstimmt, die dann von Christen gesungen wurde. Oder um es kulinarisch auszudrücken: Für Israel blieb nur der Vorgeschmack auf Gott. Das Hauptgericht haben die Christen gegessen. Die Zeit für diese herablassende Behandlung des Judentums ist freilich vorbei. Denn auch der christliche Glaube verliert unübersehbar an Boden. Kirche und Synagoge stehen mittlerweile Hand in Hand vor dem gemeinsamen Abgrund der gesellschaftlichen Bedeutungslosigkeit. Auch unser öffentliches Ansehen als Christen schwindet, wo der Glaube zur Folklore wird und die Kirchen nur noch durch die barocken Gewänder ihrer Kleriker in den Medien auffallen. Das Judentum hat, was den Verlust an Öffentlichkeit anbelangt, bereits eine lange Erfahrung hinter sich. Wir Christen müssen uns dagegen erst daran gewöhnen. Wenn Juden und Christen sich auch oft unversöhnlich gegenübermaßen, so sitzen sie doch mittlerweile in einem Boot, auch wenn sie sich dabei gegenüber sitzen. Ihre alte gegenseitige Abneigung trifft auf eine noch stärker werdende Ablehnung von außen. Vielleicht ist diese breite gesellschaftliche Ablehnung ja der kleinste gemeinsame Nenner von Mutter- und Tochterreligion.

Ansonsten hat man als Christ nicht viel mit dem Judentum und als Jude nicht viel mit dem Christentum zu tun. Man geht sich tunlichst und einvernehmlich aus dem Weg. Dies zeigt sich bereits in der Liturgie. Es gibt kein Lied in unserem Gesangbuch, in dem das Verhältnis der Gemeinde zu Israel aufgegriffen wird. Ich habe es bei der Vorbereitung auf diesen Gottesdienst wieder einmal schmerzlich erlebt: Die Gemeinde des Neuen Bundes findet keine Töne für das Gottesvolk des Alten Bundes. Keine liturgische Stimme regt sich in unseren Gottesdiensten für eine weltweite Glaubensgemeinschaft, die doch mitten unter uns und mit uns vor demselben Gott lebt und ihm gemeinsam mit uns dient. Unsichtbar und durchaus überhörbar lebt da ein Volk, das wie wir zum Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs betet und ihm ergeben ist – und wir haben nichts mit ihnen zu schaffen.

Israel ist für viele Christen bestenfalls die dunkle Folie, auf deren Hintergrund sich der christliche Glaube nur um so leuchtender erhebt. Da

fallen dann schnell Begriffe wie »Gesetzlichkeit« und eine angeblich jüdische »Lohnmoral«. Der liebe Gott hier und der strafende dort; die Feindesliebe hier und das Rachegesetz von »Auge um Auge, Zahn um Zahn« dort. Religionsgespräche auf der Grundlage solch dumpfer Vorurteile münden zwangsläufig in heilige Kriege. Und sei es, daß man diesen Krieg auch nur in Gedanken führt.

Unser Problem ist: Juden und Christen wissen wenig bis nichts voneinander. Oft ist es so wenig, daß wir keine Grundlage für ein Gespräch finden. Israel ist vielen Christen ein Rätsel. Allein der Name gibt uns Rätsel auf: Wörtlich heißt Israel »Gottesstreiter«. Aber was ist damit gemeint? Streiter für Gott oder Streiter gegen Gott? Israel ist in seiner Geschichte beides gewesen. Es hat mit und es hat auch gegen seinen Gott gestritten. Mit seinem Gott konnte es über Mauern springen. Gegen seinen Gott hat es Mauern errichtet, die auch für Israel zu groß waren, um noch darüber springen zu können: Mauern des Ungehorsams und des Götzendienstes. Israel ist ein Rätsel, vielmehr ein »Geheimnis«, wie Paulus im 11. Kapitel des Römerbriefes sagt (V. 25). Über Geheimnisse kann man nicht sprechen. Unsere Sprachlosigkeit, die in der Unkenntnis gründet, beschäftigt den Apostel Paulus. Sie ist der Grund für seine lange »Israellehre«, die sich über drei Kapitel erstreckt (Röm 9-11). Gilt es doch, eine Gemeinde, die Israel aus dem theologischen Vokabular gestrichen hat, für »Gottes erste Liebe« einzunehmen. Paulus tut das, indem er uns an das erinnert, was bleibt. Was auch dann noch bleibt, wenn Israel mehrheitlich Gottes Stimme im christlichen Evangelium nicht zu hören vermag.

Israel, die tragische Gestalt des Alten Testaments, ist doch unsterblich. Als Zeuge Gottes ist dieses Volk einfach nicht totzukriegen. Nicht einmal die apokalyptischen Horden der Nazis haben das geschafft. Auch das hässliche Gesicht des nahöstlichen Terrors und der Kriege um »Palästina« haben Israel nicht auslöschen können: Weder aus dem Gedächtnis der Menschheit, noch aus dem Herzen Gottes. Und kein Bombenanschlag wie der vor zwei Tagen in Jerusalem, kein offener oder versteckter Antisemitismus hat das jüdische Gebet auch nur für einen Tag unterbrechen können, das dreimal täglich in jüdischen Synagogen ergeht: »Höre Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr allein.«

»Sie sind Israeliten, denen die Kindschaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus her kommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit.« Dies ist die evangeliumsgemäße Antwort auf die Frage, wer oder was Israel ist: Sie *sind* Israeliten. Sie *waren* es nicht, sie *sind* es: immer und immer noch. Sie, die Juden, hören auch in ihrem Nein zum Evangelium nicht auf, Israeliten zu sein, sagt der Apostel. Also Schluß mit dem überheblichen Denken, das Christentum habe das Judentum beerbt! Schluß mit der Behauptung, daß Israel kein Bleiberecht im Reich Gottes habe! Denn Israel scheint alles zu haben, was es braucht. Es hat die Gotteskindschaft,

Herrlichkeit, Gottesbund, Gesetz und Gottesdienst. Und, gleichsam um einem christlichen Einwand zu begegnen, weiß der Apostel hinzuzufügen: Israel hat all dies nicht kraft seiner eigenen religiösen Bemühungen. Denn »um der Väter willen« (Röm 11,28), sagt Paulus, bleibt Israel erwählt und geliebt.

So wie sich die christliche Gemeinde ganz der Tat eines anderen verdankt, so verdankt auch Israel seine Existenz nicht sich selbst, auch nicht seiner Frömmigkeit. Israel verdankt sich den Verheißungen, die Gott einst Abraham gegeben hatte: »Ich will dich und deine Nachkommen segnen. Wie der Sand des Meeres und wie die Sterne am Himmel sollen deine Nachkommen sein,« hatte Gott Abraham versprochen. Israel gründet, wie die christliche Gemeinde, ganz in der Liebe eines anderen. Hier zeigt sich etwas untrennbar Gemeinsames: Israel ist geliebt um der Väter willen – und wir Christen sind geliebt um des Sohnes willen. Daß wir um eines anderen willen geliebt sind, das verbindet Christen und Juden zu allen Zeiten. Was uns verbindet, das entbindet uns zugleich: von uns selbst, unseren guten und auch unseren bösen Taten.

Unser aller Leben als Juden und Christen ist also nicht *verdientes*, sondern *verdanktes* Leben. Abraham und – für uns Christen größer als dieser – Jesus Christus garantieren unser Bleiberecht vor Gott. Sie sind auch die Garanten unserer Zukunft, die einmal eine gemeinsame Zukunft sein wird, wie der Apostel sagt. Was also ist Israel? Ein Volk, ein Land, eine Religion, ein Sitzname? Oder etwas von allem? Der Apostel Paulus sagt uns im Römerbrief: Israel ist vor allem und zuerst *geliebt*. Es ist von Gott geliebt. Geliebt um der Väter willen, die sich ihrem Gott anvertraut hatten. Das Wesen Israels erkennt man nicht an einer ethnischen, kulturellen oder geographischen Eigenschaft. Israel definiert sich nicht über einen Volkscharakter oder eine Mentalität. Das Wesen Israels ist vielmehr ein uraltes Versprechen Gottes. Ein Versprechen, das Gott einst dem Abraham gegeben hatte: »Ich will dich zu einem großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden« (Gen 12,2f).

Ein Versprechen? Ist dieses Versprechen nicht vielleicht ein Versprecher? Hat Gott sich versprochen, als er sich Israel versprochen hatte? Wer ist schon Israel? Diese abschätzigste Frage ist uralte. Sie ist keine Erfindung der Antisemiten unseres Jahrhunderts. Und Israels Synagogen haben auch nicht erst vor 60 Jahren gebrannt, wie hier in München am 9. November 1938. Israels Synagogen und Gotteshäuser haben schon immer gebrannt. Assyrer, Babylonier, Römer – sie alle waren ja in ihrem Umgang mit Israel viel weniger Biedermänner als vielmehr Brandstifter.

Noch einmal gefragt: Was ist das Besondere an Israel? Paulus sagt es uns: *Israel ist Gottes angefangene und noch unvollendete Geschichte*. Israel ist Gottes begonnenes Werk. »Sie sind Israeliten, denen die Kind-

schaft gehört und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißungen, denen auch die Väter gehören, und aus denen Christus her kommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit« (V. 4f). Was will man eigentlich mehr? Angesichts dieser geballten Ladung an einzigartigen Geschenken und Gnadenweisen Gottes erübrigt sich die Frage, was an Israel außergewöhnlich ist. Was ist an Israel eigentlich nicht besonders? Glückselig, wer zu Israel gehört!, möchte man nach diesen Worten ausgerufen. Glückselig? Israel hat unter seiner Berufung nicht nur fröhlich gelebt, sondern diese Berufung vor allem erlitten. Von einem jüdischen Rabbi stammt das ernstgemeinte Gebet: »Lieber Gott, du hast uns schon so lange erwählt. Du könntest ruhig einmal ein anderes Volk erwählen!« Hinter diesen Worten verbirgt sich eine ernste Wahrheit: Erwählung ist alles andere als Lust. Es kann zur bitteren Last werden. Was helfen schon Gotteskindschaft, Herrlichkeit, Bund, Gesetz, Gottesdienst und Verheißungen, wenn einem all dies das Leben kosten kann?

Freilich wissen auch Christen um die Last der Berufung. Wenn Gott uns erwählt und in seinen Dienst nimmt, wer möchte da nicht auch manchmal ausbrechen? Die Familie, der Urlaub, die freie Zeit – irgendwo möchten wir auch einmal nicht Gemeinde sein. Nur ganz wir selbst, ohne Berufung, ohne das hohe Amt und die damit verbundene ständige Verantwortung vor allem und jedem. Auch der Apostel kennt ein Leiden an seiner Berufung. Freilich ist dieses Leiden ganz anderer Art: Er weiß um den Schmerz des verschmähten Glaubens. Er hat wie kein anderer diesen Schmerz immer wieder zum Thema seiner Verkündigung gemacht. Traurigkeit und unaufhörliche Schmerzen habe er, so sagt er, wegen der Brüder »nach dem Fleisch«. Sie erkennen Christus nicht. Hier zeigt sich der Schmerz der Liebe, der verschmähten Liebe.

Die Christen haben diesen Schmerz später gegen Israel gewandt. Sie haben den eigenen Schmerz in den Schmerz Israels verwandelt. Sie haben es Israel spüren lassen, wie sehr sie unter seinem »Nein« zum Evangelium leiden! Das gerade unterscheidet die Inquisitoren aller Zeit von dem Apostel. Paulus hat das Leiden an Israels »Nein« zum Evangelium noch als seinen ureigenen und unverletzlichen Schmerz erlitten. Er hat der Versuchung widerstanden, Israel zu verwünschen, es abzuschreiben oder es zu bekämpfen. Er hat Israel geliebt und den Schmerz erduldet, als die Gegenliebe ausblieb. Seine Liebe hat sich, anders als in der späteren Kirche, nicht zum Haß gewandelt. Das ist die Größe des Apostels. Darin ist er seinem Herrn ganz und gar ähnlich geworden.

Wenn sich morgen die Reichspogromnacht zum 60. Male jährt, dann denken wir doch wieder an diesen Schmerz des Apostels. Und dann an den Schmerz jener jüdischen Mitbürger, die diesen Schmerz durchaus mit Billigung vieler Christen am eigenen Leib zu spüren bekamen. Das Leiden am Unglauben des anderen, es muß wieder *unser* Schmerz werden. In der Trauer und im Schmerz um Israel, Gottes angefangene Ge-

schichte, könnten wir in eine letzte Verbundenheit mit Israel treten. Diesen Schmerz, den Paulus noch auszuhalten mußte, sind wir dem Judentum bisher schuldig geblieben. Aus Gleichgültigkeit, aus Stolz und schließlich aus Verachtung.

Juden mußten die Schmerzen erleiden, die Christen nicht länger als ihren Schmerz ertragen wollten. Die schauerliche Erinnerung an die Reichspogromnacht könnte uns lehren, daß der Schmerz über die getrennten Wege des einen Volkes Gottes wieder zu uns zurückkehren muß. Der Schmerz am Unglauben Israels muß wieder *unser* Schmerz werden und er muß bei uns verbleiben. Wir können diesen Schmerz nicht delegieren. Israel kann und darf ihn nicht länger tragen.

Nur der, den wir den »Schmerzensmann« nennen, kann und wird uns vom Schmerz getrennter Wege erlösen. Hier, am seinem Tisch, lädt er uns ein, daß wir seinen Schmerz und sein Leiden am verweigerten Glauben mit ihm teilen. Die schmerzende Wunde zwischen dem Volk des Alten und dem des Neuen Bundes, sie wird wohl nicht heilen, bis der Erlöser kommt. Laßt uns die Nähe unseres Herrn Jesus Christus suchen, in dem der Schmerz verschmähter Liebe seinen Grund und seine Geduld hat. Er hat diesen Schmerz leibhaftig ertragen. Der Geschmähte verfluchte seine Schmäher nicht. Als Geschlagener schlug er nicht zurück. Im Schmerz des Gekreuzigten ist auch unser Schmerz, der Schmerz getrennter Wege, geborgen. Ist doch auch dieser Schmerz in ihm Ja und

Amen.